

Suhrkamp Verlag

# Leseprobe



Grünbein, Durs  
**Der cartesische Taucher**

Drei Meditationen

© Suhrkamp Verlag  
edition unseld 7  
978-3-518-26007-4

edition unseld 7

»Welche Wolke der Philosophie? Die aus dem cartesianischen Brunnen?«  
*Stanley Cavell, Der Anspruch der Vernunft*

Hinter einem großangelegten Werk mit dem noch viel größeren Titel *Le Monde* verbirgt sich das ehrgeizigste Projekt des Philosophen René Descartes: In diesem Werk sollten sämtliche getrennten Wissensfäden zusammenlaufen und ein Gewebe ergeben, so dicht gewirkt, daß damit alles unter der Sonne erklärt wäre. Was den Dichter Durs Grünbein zu diesem cartesianischen Universum hinzieht, ist gerade nicht der Triumph nüchterner Rationalität. Das Traumhafte jenes Traumprojekts fesselt ihn, das Phantastische hinter den abstrakten Begriffen, der spekulative Höhenflug, den Descartes sich über seinen naturwissenschaftlichen Hypothesen erlaubt, die Spur des Experimentators durchs Dickicht der allerheiligsten Mysterien – kurzum: das Bildermachen, Fabulieren mit und jenseits aller Methode.

Die drei Meditationen fügen sich zur Verteidigungsschrift für einen der meistgehaßten Philosophen. In seinem erzählerisch angelegten Essay geht Grünbein den Fragen nach: Wieviel Mensch steckt in Descartes' reinem Erkenntnis-Ich? Wieviel Anschauung verschwindet in strenger Vivisektion? Ist der Geist nicht dennoch das bewegende Grundprinzip, die *causa prima* des Universums? Mit seinem Vers-Roman über Descartes (*Vom Schnee*, 2003) hatte Durs Grünbein eine bestechende poetische Version des Themas gegeben. In seinen Meditationen dringt er nun als Fußwanderer und in Prosa vor ins Gedankenlabyrinth des Descartes. Es ist die Frage, der dieser Dichter seit Jahren in immer neuen Wendungen nachgeht: Wenn Dante der Descartes der Metapher war (wie der russische Poet Ossip Mandelstam meinte), war dann nicht Descartes – der Dante der neuzeitlichen Wissenschaft? Hier liegt der Gegenpol des heliozentrischen Weltbildes und zugleich der Ursprung des modernen poetischen Ichs. Das *Cogito ergo sum*, das in der wissenschaftlichen Ergründung und Konstruktion der Welt Subjektivität zum Verschwinden bringt, ruft das poetische Ich auf den Plan, in dem der Mensch sich und sein Selbstinteresse wiederentdeckt.

**Der cartesische Taucher  
Drei Meditationen**

**Durs Grünbein**

Suhrkamp

Die *edition unseld* wird unterstützt durch eine Partnerschaft mit dem Nachrichtenportal *Spiegel Online*. [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

edition unseld 7

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Nina Vöge und Alexander Stubić

Printed in Germany

ISBN: 978-3-518-26007-4

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

# Der cartesische Taucher



# Inhalt

Erste Meditation: Kein reines Ich	11
Zweite Meditation: Schule der Autopsie	43
Dritte Meditation: Thema für ein gut gefügtes Gehirn	85
Anmerkungen	135
Zeittafel	142





»Ich wußte ... daß der Einfallsreichtum der Dichtungen  
den Geist aufweckt.«

*René Descartes,*

*Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs  
und der wissenschaftlichen Forschung 1636*



## Kein reines Ich

In einem Brief an die Pfalzgräfin Elisabeth von Böhmen, datiert auf den 22. Februar 1649, läßt der Philosoph Descartes eine Bemerkung über die Dichtkunst fallen, die mich elektrisierte, als ich sie zum ersten Mal las. »Und ich glaube, diese Laune, Verse zu machen, kommt von einer starken Erregung der Tiergeister, welche die Einbildung derer, die kein gut gefügtes Gehirn haben, völlig durcheinanderbringen könnte, die Kräftigen aber lediglich ein wenig mehr erhitzt und sie der Poesie geneigt macht.«

Erstaunliche Worte für einen Philosophen: Es lohnt sich, sie einzeln vorzunehmen und ein wenig bei dieser Passage, die wie immer bei Descartes einen ganzen Gedankengang enthält, zu verweilen. Doch bevor dies geschieht, eine Anmerkung in eigener Sache. Die folgenden Überlegungen verstehen sich ganz als lockere Meditationen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, sie etwas montagehaft anzulegen, als eine Art Gedanken-Mosaik. Man könnte auch sagen, verschlungen, nach der Art eines Labyrinths. Und es ist dies weniger das Labyrinth meiner Einsamkeit als vielmehr das eines jeden neuzeitlichen Bewußtseins.

Meine Frage ist, wie sich in ihm seit fast einem halben Jahrtausend die Poesie der Moderne verbirgt. Wobei ich hinzufügen muß, daß mein Gebrauch des Wortes Moderne die gängigen Periodisierungen streng ignoriert, ich behalte mir eine andere Perspektive vor. Moderne ist, nach meiner Auffassung, ein Phänomen des Ungleichzeitigen, ein Kreuzungspunkt vieler unzusammenhängender Progressionen zu verschiedenen Zeiten, von Entwicklungssprüngen, die nichts miteinander gemein haben als den einen Effekt, über ihren Anlaß hinauszuschießen in eine überzeitliche Sphäre. In dieser Sphäre sind Leute wie Archimedes

und Einstein Zeitgenossen. Oder, um in den Breitengraden der Künste zu bleiben, Dichter wie Ovid und Apollinaire, Künstler wie Vermeer und Kandinsky. In der Regel ist Moderne die große Glocke, an die man Errungenschaften hängt, die es lange schon gab.

Also Descartes und sein Verhältnis zur Dichtung. Um es gleich vorwegzunehmen: Ich sehe in ihm den Wegbereiter einer anthropologisch fundierten Poetik. Die These, Descartes habe mit dem Erscheinen seiner Philosophie die Dichtung regelrecht neu belebt, mag überholt sein – noch Ernst Cassirer hatte sie in seiner vergleichenden Studie zu Descartes und Corneille (dem Traktat über die *Leidenschaften der Seele* des einen, der Dramenpsychologie des anderen) untersucht und verworfen. Dennoch zeigen sich zwischen den beiden bestechende Parallelen. Hier wie da herrscht die Vorstellung vom Menschen als einem Uhrwerk aus Emotionen. In Gang gehalten wird es von Leidenschaften, die relativ statisch sind, beinahe konfektioniert, gesteuert und korrigiert aber von den Gewichten moralischer Reflexion. Die Mechanik ist, anthropologisch betrachtet, das aufregend Neue daran. Es ist zunächst nur eine technische Zeichnung der psychischen Apparatur, jedoch mit unabsehbaren Folgen für das Menschenbild seither und damit für das, was die Dichter beschäftigt. Wir sind hier weit entfernt von irgendeiner realen Psycholinguistik und neurologischen Sprachtheorie. Vierhundert Jahre trennen uns von Begriffen wie Neokortex oder Spiegelneuronen, der Anfang aber war gemacht, genau hier, mit einer Mutmaßung in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Der Philosoph Karl Popper sagt es so: »Wo wir von einem (elektrischen) Nervenimpuls sprechen, spricht Descartes vom Fluß der Lebensgeister. Wo wir von einer Synapse oder synaptischen Umschaltstelle sprechen, spricht

Descartes von Poren, durch die die Lebensgeister fließen können.« Was das alles mit Dichtung zu tun hat, ob es die Vorstellung von dem, was ein Gedicht ist, verändert?

Ich werde später darauf zurückkommen. Im Augenblick genügt die Behauptung, daß es ein radikaler Bruch mit antiker Auffassung war. Von Temperamentenlehre, stoischer Psycho-Diätetik ist das alles meilenweit entfernt. In seiner Anerkennung der Seelen-Dynamik bei gleichzeitiger psychologischer Abstraktion schießt Descartes über jegliches Ziel hinaus. Die ästhetische Theorie des Klassizismus, Boileaus *L'art poétique*, hat nur eindämmen wollen, was sich hier andeutet. Im Bild von den Tiergeistern wird Dichten zu einem Spiel mit dem inneren Feuer, das die Grenzen der Einbildungskraft kühl erweitert. Ein Surrealist hätte es nicht gewagter ausdrücken können. Das Ich wird zum Beobachter im Spiel der Affekte, es nähert sich ihnen wie einem Kraterrand und schaut konzentriert hinab.

Der Brief an die Pfalzgräfin ist ein Wink aus Früher Neuzeit; im Kern enthält er bereits eine ganze Theorie zur Imagination aus hirnhysiologischer Sicht. Die Adressatin sollte getröstet werden, Descartes schreibt ihr als einfühlsamer Berater. Denn dieses Edelfräulein war nicht irgendwer, sondern eine treue Anhängerin seiner Philosophie und eine der klügsten Frauen ihrer Zeit. Ihr, der ältesten Tochter des glücklosen *Winterkönigs* Friedrich von Böhmen, die seit dem Thronverlust des Vaters im holländischen Exil lebte, ist eins seiner Hauptwerke gewidmet, die *Prinzipien der Philosophie* von 1644. Seit ihrer ersten Begegnung in Den Haag (sie war damals vierundzwanzig Jahre alt, er ein Mann von fast fünfzig) war sie einer seiner wichtigsten Dialogpartner. Ihr Urteil zählte, ihr jungfräulicher Skeptizismus stellte seinen Verstand auf harte Proben. Die Korrespondenz

der beiden ist ein schönes Denkmal für das neue Geschlechterverhältnis in der Freien Republik der Geister, schon darum, weil sie den Denker in der Rolle des Edelmanns zeigt. Durch die Rüstung der Logik schimmert eine Courtoisie, die uns die Intelligenzbestie menschlich näher bringt. Fast schon freizügig zu nennen ist etwa das Kompliment, das er ihr auf dem Widmungsblatt macht: »... einer jugendlichen Fürstin, die durch Gestalt und Alter nicht an die gelehrte Minerva oder an eine der Musen, sondern vielmehr an die Grazien erinnert«.

Nun war sie krank gewesen und hatte, ans Bett gefesselt, zu ihrer Zerstreung Gedichte geschrieben. Der Philosoph, ganz Kavaliere, bestätigt ihr das Naheliegende solchen Tuns und verweist auf Sokrates, der es in seiner Haftzeit im Athener Gefängnis nicht anders gehalten habe. Vom Versemachen ist die Rede, der Begriff *Inklination* blitzt auf, er bezeichnet eine gewisse Grundveranlagung, eine Neigung. Ein ganzes Spektrum naturwissenschaftlicher Bezüge eröffnet sich da: von der Geometrie der Kegelschnitte, über die Planetenbahnen der Astronomen bis zur Vermessungskunst der Geometer, die sich dem Erdmagnetismus verdankt, der Abweichung der zitternden Nadel von der Waage-rechten, mit einem Wort: Inklination. Auch der Geist, soll das heißen, muß in einem bestimmten Neigungswinkel zur Alltagsbahn stehen, sei es aus plötzlicher Exaltation, von Krankheit aufgewühlt, in Euphorie oder Melancholie. Er muß in Stimmung sein, je nachdem gedrückt oder gehoben, der Körper ein wenig niedergebeugt, wie Dürer es dargestellt hat auf seinem Kupferstich von dem grüblerischen Engel – erst dann kommt der Organismus schöpferisch in Schwung.

Die Langeweile des von der Gewohnheit betäubten Lebens muß unterbrochen sein – durch irgendeine Erschütterung, und sei sie noch so klein, damit die Zeilen zu fließen beginnen. Man kann

Gedichte nicht auf Bestellung schreiben. Der Philosoph spricht in diesem Zusammenhang von einer Laune, aber er meint nicht die *caprice* des neckischen Köpfchens, das seine Einfälle hat, sondern *humeur*, was dem Franzosen soviel wie Gemütsart bedeutete, eine spezifische Stimmung, nicht zu verwechseln mit Humor, dieser gutmütigen, braven Spielart des Geistes. Descartes unterscheidet wie immer genau; und unterscheiden, die Dinge begrifflich zerschneiden war, in gut aristotelischer Tradition, die tägliche Hauptarbeit dieses Denkers. In den *Passions de l'âme* klassifiziert er sechs ursprüngliche Leidenschaften der Seele. Es sind dies Liebe, Haß, Begehren, Freude und Traurigkeit und an erster Stelle Bewunderung, für Descartes der nobelste aller Affekte – wir würden sagen, dem Kantischen Sinn für das Erhabene verwandt. Multipliziert und dividiert ergeben sie Dutzende weiterer Unterarten. So erschließt er, als Resultat von Kreuzungen in fortschreitender Kombinatorik, die Tugenden und die Triebe: Neid und Scham, den Ekel, die Reue und als Generaltugend den Edelmut (*la générosité*). Er definiert die Freude, und es klingt Schillers »schöner Götterfunke« an, wenn es heißt: »eine angenehme Emotion der Seele, die im Genuß des Guten besteht«. Bei ihm gibt es auch die intellektuelle Trauer. Er fragt sich, warum die Neidischen eine bleierne Gesichtsfarbe haben und klärt uns über den Ursprung der Tränen auf – Dämpfe, die von den Augen ausgeschieden werden, analog zu den Dünsten, die als Schweiß aus den Poren der Haut austreten. Über das Zittern sagt er, es habe zwei Ursachen, »die eine besteht darin, daß gelegentlich zu wenige Lebensgeister vom Hirn in die Nerven gelangen; die andere darin, daß es manchmal auch zuviele davon gibt, um richtig die kleinen Durchgänge der Muskeln zu schließen«. Mit einem Schlag überbietet er alle bisherige Psychologie und krönt sie mit einer dynamischen Theorie der Affekte. Wieder ist



es Physik, die den Empfindungen eine solide Basis verleiht, und dies geschieht, wohlgermerkt, im Zeitalter der *Metaphysical Poets*. Milton und Marvell, George Herbert und John Donne schreiben in England ihre geistigen Meditationen in Gedichtform, während auf dem Festland einer Leib und Seele durch ein System kommunizierender Röhren verklammert, das nichts mehr gemein hat mit den Glaskolben und Kühlschlangen der Alchemistenlabore. Gespeist wird dieser neue Destillationsapparat aus Fleisch und Blut durch die Affekte. Von ihnen muß ausgehen, wer Descartes kühne Theorie vom Versemachen verstehen will. Auslösende Kraft ist die Erregung sogenannter Tiergeister (*esprits animaux*). Diese wunderbar spukhaften Vitalgeister sind eine Erfindung der Ärzte jener Zeit, brauchbar für jede Diagnose, vom schleichenden Fieber zum Wollustanfall bis hin zur Schlaflosigkeit. Zumindest in dieser Form, als umtriebige teuflische Partikel, die mit Besessenheit den Körper durchheilen, erscheinen sie erst wieder bei den späten Romantikern mit ihren Phantasien von Magnetismus und Geisterbeschwörung. Descartes versteht darunter eine gasförmige Absonderung des Blutes, vom Herzen ausgehend, über den Blutkreislauf zirkulierend und wie alle Gase und Dämpfe aufwärtssteigend. In der Zirbeldrüse, einem kleinen Spezialorgan direkt unter der Schädelbasis, das wie ein Zerstäuber funktioniert, werden sie dann in sämtliche Hirnkammern versprüht. Bevor alles schmunzelt: Man bedenke, daß Descartes, selbst ein fleißiger Anatom, das Organ eigenhändig unterm Seziermesser hatte. Das Kuriosum verschwindet, wenn man an seiner Stelle die Hypophyse des Zwischenhirns annimmt, jenes tropfenförmige Gebilde von der Größe des Kerns einer Avocadofrucht. Dann wird aus der drolligen Knolle, dem einzigen unpaarigen Organ im ganzen Schädelrund, die bekannte Hormondrüse, ein Teil des limbischen Systems also,

das für Erinnerung, Lernvorgänge und Gefühlssteuerung zuständig ist. Für Descartes war sie der Sitz der Seele.

»Meine Herren, anstatt Ihnen zu versprechen, ich könne Ihre Neugier über die Anatomie des Gehirns befriedigen, lege ich hiermit das Bekenntnis ab, daß dies ein Gegenstand ist, über den ich absolut nichts weiß.« Diese Worte, sie stammen von dem dänischen Anatomen Nicolaus Steno (1638-1686), hätte auch Descartes sprechen müssen, doch glaubte er schon den Durchblick zu haben, wenn er in seiner Abhandlung *De Homine* (Vom Menschen) die Gehirnmaschine erläutert und inmitten dieser speziell jene Drüse. Bei den Tiergeistern handelt es sich um die subtileren Teile des Blutes, winzige Materieteilchen – »wie die Teile der Flamme, die einer Fackel entsprühen«, sagt er –, von denen einige in die Zwischenräume des Hirns, andere in die Nerven und von da in die Muskeln gelangen und derart Reflexion, Reaktion und Bewegung auslösen, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge. Der weitblickende Leibniz wird ihnen später den Garaus machen, indem er sie durch das Konzept seiner Monadenlehre ersetzt, in der kein Platz ist für derlei dynamische Wesenheiten.<sup>1</sup> Er wird sie regelrecht austreiben wie etwas gefährlich Irrationales, mutwillige Kobolde, die den geordneten Bau der besten aller Welten nur stören würden. Die Frage, wie die Seele es anstellt, die Lebensgeister in Marsch zu setzen, erklärt er für nichtig mit der Begründung: zwischen Körper und Geist gäbe es nicht irgendein Verhältnis, sondern keines. Man muß einräumen, daß es ihm gründlich gelang, die munteren Fünkchen aus der barocken Körpermaschine hinwegzuzaubern. Etwas, das nur durch Verklumpung zustandekommt, wie Blutplättchen Thrombosen bilden, muß darum, so argumentiert er, längst noch nicht als *reelles* Wesen vorhanden sein. Leibniz geht

so weit, die Empfindungen insgesamt für immateriell zu erklären, um die Einheit von Körper und Geist wiederherzustellen. Mit seinen infinitesimalen Exorzismen schlägt er die lichtscheuen *esprits animaux*, die Gespenster in den Gehirnentrikeln, zuletzt in die Flucht. Er opfert sie im Namen dessen, was er die *wohl-geregelten Träume* nennt. Oder mit barocker Feierlichkeit: seine prästabilisierte Harmonie des Geistes. Immerhin entschädigt er uns dafür (die Tierschützer können ihm dankbar sein) mit der Einführung einer Tierseele, während die Cartesianer den armen Kreaturen jedes Empfinden rigoros absprechen.

Für Descartes indes war die Sache noch nicht beendet. Sind die Lebensgeister erst einmal am Ziel, können sie dort Gutes wie Schlechtes bewirken, ganz wie es sich für dienstbare Geister gehört. Es braucht nun ein gut gefügtes Gehirn (*le cerveau bien rassé*), um den Aufruhr im Kopf auszuhalten. Wie es das typische Kältezittern gibt, bewirkt von Furcht oder Trauer, so auch das hitzige Zittern, erregt von brennendem Zorn, beides gleichermaßen schädlich. An dieser Stelle kommt die Unterscheidung zwischen labilen und stabilen Gemütern ins Spiel. Was den einen verwirrt und herunterzieht, dieselbe lebhaftere Vorstellungskraft, beflügelt den anderen und macht ihn für die Poesie empfänglich (*disposer à la poésie*). So betrachtet, löst sich die Problematik des Lyrischen, lange vor Dichtern wie Baudelaire oder Mallarmé, auf in die uralte Dialektik von Rausch und Kalkül. Dichtung kann Droge sein und Heilmittel zugleich. Wer ihrer Suggestion standhält, indem er die Lebensgeister wohltemperiert, gehört zur schmalen Elite derer, die man seit Sappho die Dichter nennt, unabhängig von Herkunft oder Geschlecht. »Und ich fasse diese Aufwallung als ein Zeichen eines Geistes auf, der stärker und erhabener ist als der Durchschnitt.«

Ein großes Wort und ein erstaunliches Zugeständnis von seiten der Philosophie, wenn man es recht bedenkt. Der Verfasser weiß, wen er hier vor sich hat – seinen kritischen Engel. Er wendet sich an eine Frau, die ihn durchdringend studiert hat. Tatsächlich beruht ihr ganzer Briefwechsel auf einer Lücke im System, einer Schwachstelle, die Elisabeth früh aufspürte. Descartes' großer Coup, unvergessen und unverzeihlich, war bekanntlich die Entdeckung, daß die Seele, substantiell und prinzipiell, etwas anderes ist als der Körper. Der Gedanke taucht zuerst in den *Meditationen über die erste Philosophie* von 1641 auf. Es ist sein Beitrag zur Lösung des Unsterblichkeitsproblems, mit dem die Philosophen sich seit Jahrhunderten herumplagten. Anfangs war es kaum mehr als ein Glied in einer langen Beweiskette, an deren Ende die Existenz Gottes erstrahlen sollte. Später jedoch wurde daraus das gewaltige Orgelrauschen jener Theorie, nach der die Welt in zwei Substanzen zerbrach: die *res extensa* (das Ausgedehnte, die Außenwelt) und die *res cogitans* (Geist und Innenwelt). Wollte man, daß die Seele nach dem Tod nicht mit dem Leib zugrunde ging, mußten beide für alle Zeiten separiert werden. Dies war der Fels, auf dem man die Religion neu begründen konnte, ein quasiwissenschaftlicher Rettungsversuch. Und nun Elisabeths unschuldiger Einwand: Wie kann, fragt sie, die Seele, etwas Immaterielles, auf einen Körper einwirken, der ausgedehnt ist und materiell?

Descartes muß ihr die Antwort schuldig bleiben. Er vertröstet sie auf seine *Physik*, ein Werk, das als solches nie geschrieben wird. Sein Versuch, sich unter Hinweis auf die Schwerkraft, die den Körpern eigne, aus der Affäre zu ziehen, scheitert an ihrer Wachsamkeit. Er hat bis dahin nur den Begriff der Schwerkraft. Aber auch eine mathematische Lösung, wie sie Newton mit seinen Gesetzen gelingt, hätte ihn nicht viel weitergebracht.

Von einer Einsicht in Hirnaktivitäten, bei denen geistige Prozesse körperliches Verhalten steuern und umgekehrt, war ohne Kenntnis der Elektrizität nicht zu denken. Insofern und nur insofern blieb sein berühmtes Leib-Seele-Theorem ein bedrohlicher Dualismus. Er war bedrohlich, weil er den Zerfall eines ganzheitlichen Menschenbildes beförderte. Niemand konnte voraussehen, was sich dahinter verbarg. Auch Leibniz begnügt sich mit der lakonischen Feststellung: »Descartes hatte in diesem Punkte, soviel man wenigstens aus seinen Schriften ersehen kann, das Spiel aufgegeben.« Gerade darum aber galt er seither als der große Provokateur, der Erschütterer der alten adamitischen Anthropologie. Kein anderer Denker wurde in den letzten Jahrhunderten so scharf attackiert wie er. Von allen Seiten der Wissenschaft wurde sein skandalöser Dualismus angegriffen, bis Naturwissenschaft selbst ihn stillschweigend ratifizierte, indem sie ihn hinter allerhand komplexen Wechselwirkungskonzepten verbarg. Descartes' Angebot einer Vermittlung war seine Lehre von den Lebensgeistern. Sie waren die Vorhut der heutigen Botenstoffe, Wesen, »die wie die Luft oder ein leichter Wind von den Räumen und Höhlungen des Gehirns ausgehen und durch Röhren in die Muskeln fließen«, wie es in der *Dioptrik* heißt. Auch wenn die Vorstellung von etwas bewegend Bewegtem (oder umgekehrt) auf eine Paradoxie hinauslaufen mußte, waren sie doch eine Antwort auf die Frage: Wie kommt der Zufall in ein geschlossenes System? Es war ein Anfang, und für die Poesie hat jeder Anfang etwas Unwiderstehliches.

Wozu die alten Theorien noch einmal? Alles längst überwunden, hört man sagen, wo führt das hin? Nun, es führt nirgendwohin als in die Literatur. Die Frage, die sich hier andeutet, ist die